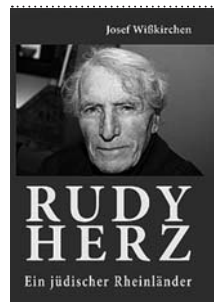


Über die Zerstörung einer jüdischen Familie im Rheinland



Josef Wißkirchen

Rudy Herz. Ein jüdischer Rheinländer
Weilerswist: Verlag Ralf Liebe, 2012,
252 S., € 20,-

Rudy Herz und sein jüngerer Bruder Karl Otto Herz überlebten als einzige Mitglieder einer jüdischen Familie aus dem Kölner Umland. Die Großmutter starb in Theresienstadt, mehrere Tanten und Onkel, Cousins und Cousins wurden 1941 und 1942 nach Riga, Litzmannstadt, Minsk und Auschwitz deportiert, die Mutter und drei jüngere Geschwister wurden in Auschwitz in der Gaskammer ermordet, der Vater kam im Nebenlager Blechhammer oder während der Todesmärschen ums Leben, ein älterer Bruder starb Ende März 1945 in Bergen-Belsen. Rudy Herbst wurde in Mauthausen-Gusen befreit, schloss sich Überlebenden aus Holland an, fuhr mit ihnen, an Köln vorbei, in die Niederlande und emigrierte 1946 in die USA.

Sein Schicksal seit 1933 und die Erlebnisse in den deutschen Konzentrationslagern verschlossen ihm für Jahrzehnte den Mund. So erklärte er, während seines Dienstes in der amerikanischen Armee beim Sport auf seine tätowierte Häftlingsnummer A-653 angesprochen, er »sei in einer anderen Militäreinheit gewesen, in der *A-Company* von der 653« (S. 134). Erst als sich Anfang der achtziger Jahre in seinem Geburtsort Stommeln eine Arbeitsgruppe für die früher in diesem Ort lebenden Juden interessierte und Rudy Herz in den USA anschrieb, begann er damit, Erinnerungen aufzuschreiben und auf Tonband zu sprechen.

Auch in seiner neuen Heimat wurde er schließlich Ende der achtziger Jahre gebeten, in Schulen und Colleges über seine Erlebnisse zu berichten. Endgültig öffnete sich Rudy Herz, als ihn 2010 Stommelner Schüler einluden, »ihnen zu erzählen, was damals geschah« (S. 13). Denn er spürte, »dass es in seiner verlorenen Heimat Menschen gab, die ihm zuhören wollten« (S. 15).

Josef Wißkirchen hat aufgrund der seitdem entstandenen Aufzeichnungen, Interviews und Vorträge sein Leben und das Schicksal seiner Familie aufgeschrieben. Entstanden ist, aus der Perspektive eines 1925 geborenen Kindes und Jugendlichen, ein Buch über eine jüdische Familie am Niederrhein seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und die 1933 einsetzende Bedrängung, Diskriminierung und Verfolgung. Die Eltern und andere Verwandte verloren ihre wirtschaftliche Existenz, die Kinder wurden in der örtlichen Schule drangsaliert.

1936 zog die Familie nach Köln, um in der Anonymität der Stadt, aber auch in der noch großen jüdischen Gemeinde eine Zuflucht zu finden. Pläne für eine Auswanderung ließen sich nicht realisieren, vor allem weil die Großmutter keine Einwanderungspapiere erhielt.

Mit dem Novemberpogrom 1938 und der seitdem rapide verschärften Diskriminierung der in Deutschland lebenden Juden wurde die Lebenssituation der Familie immer bedrohlicher. Immer stärker musste der Heranwachsende spüren, dass er aus der deutschen Gesellschaft ausgestoßen wurde. Nach dem Beginn der Deportationen im Herbst 1941, als aus Köln auch Verwandte und Bekannte nach Łódź, Riga und Minsk deportiert wurden, wurde die Situation um die Familie menschenleer.

Am 27. Juli 1942 wurde die Familie Herz nach Theresienstadt deportiert; knapp zwei Jahre später, am 15./16. Mai 1944, wurden die Eltern und ihre sechs Kinder nach Auschwitz transportiert und in Birkenau in den Lagerabschnitt BIIb (»Theresienstädter Familienlager«) gebracht. Dort gab es noch Kontakt zwischen den Familienangehörigen, bis Anfang Juli 1944, vor der Liquidierung des Lagers für Juden aus Theresienstadt¹, Rudy Herz und sein älterer Bruder in das Lager Schwarzhede verlegt wurden, der Vater in das Nebenlager Blechhammer überstellt und der jüngere Bruder Karl Otto dem sogenannten Rollwagenkommando zugewiesen wurde. Die Mutter und die drei jüngsten Geschwister wurden am 10./11. oder 11./12. Juli 1944 in der Gaskammer ermordet. Rudy Herz wurde im September 1944 in das Lager Lieberose verlegt, musste im Februar 1945 nach Sachsenhausen marschieren und wurde von dort nach Mauthausen transportiert. Noch im Februar 2011 sagte Rudy Herz über den Abschied von seiner Mutter (S. 140): »Wir küssten uns zum letzten Mal, umarmten uns, zum letzten Mal. Meine gute Mutter ging weg, sie sah nicht mehr zurück. Ein großer Teil meiner Seele ging mit ihr und ist mit ihr geblieben.«

Aufschlussreich ist ein Exkurs über den Onkel, der 1926 eine katholische Christin heiratete, der Familie der Schwester Pakete nach Theresienstadt schickte und Briefkontakt unterhielt. Beim Abschied in Auschwitz sagte die Mutter zu ihrem Sohn Rudolf, wenn er durchkomme, solle er sich mit Onkel Hermann in Verbindung setzen, »wir alle, die hierbleiben, werden es auch tun« (S. 139). Dieses Kapitel zeigt zudem, dass jüdische Ehepartner und sogenannte Mischlinge spätestens 1943 auch gefährdet waren. Von seinem Onkel, der die letzten Monate mit Ehefrau und Tochter im Untergrund überlebte, erfuhr Rudy Herz Mitte 1946, dass sein Bruder Karl Otto lebte und in die USA emigriert war.

Das durch Fotografien zur Lebenswelt der Familie ergänzte Buch macht anschaulich, was die Veröffentlichungen über die Verfolgung der Juden in Deutschland seit 1933 darstellen, und geht zugleich über

¹ Vgl. Miroslav Kárný, »Das Theresienstädter Familienlager (BIIb) in Birkenau (September 1943–Juli 1944)«, in: *Hefte von Auschwitz*, 20, 1997, S. 133–237.

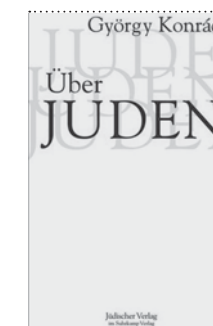
historische Monographien hinaus. Denn es zeigt die menschlichen Auswirkungen und Folgen der antijüdischen Hetzreden, Erlasse und Befehle. Vereinzelt notwendige Präzisierungen tun dem keinen Abbruch: In dem auf S. 162 erwähnten Häftlingstransport nach Auschwitz waren keine Juden aus dem Getto Litzmannstadt, die nach Łódź deportierten Tanten Meta und Selma Herz kamen vermutlich dort oder im Vernichtungslager Chelmno ums Leben.

Rudy Herz ist am 18. Oktober 2011, kurz vor der Veröffentlichung seines Lebensberichts, gestorben. Wie ein roter Faden ziehen sich Sätze durch das Buch, die das lebenslange Nachleben von Auschwitz zeigen, zum Beispiel: »Es gibt leider nichts, was den Auschwitz-Überlebenden helfen könnte, dieses Vernichtungslager zu vergessen: Unser tägliches Brot, das im Lager so karg war, Feuer, das ich im Ofen anmache, meine Kinder, die ich ansehe, alles, alles, alles in diesem Leben hat mich an Auschwitz erinnert und wird mich täglich an Auschwitz erinnern. Die tätowierte Nummer ist nur eins von vielem.« (S. 135)

Jochen August

Berlin/Oświęcim

Zweifacher Unfall – Jude und Ungar zu sein



György Konrád

Über Juden. Essays

Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp
Verlag, 2012, 246 S., € 21,95

In seinem neuen Buch veröffentlicht der ungarische Schriftsteller György Konrád zwanzig Essays »Über Juden« – geschrieben zwischen 1986 und 2010. Auslöser war 1986 eine Frage seines israelischen Kollegen Amos Oz gewesen: »Worin besteht dein Judentum, wenn es sich dabei um keine Religion und keine traditionelle Gemeinschaft handelt?« (S. 7) Konrád, 1933 in Debrecen geboren, antwortete: »Die Massenausrottung der Juden im Zweiten Weltkrieg, die ich nur zufällig überlebt habe, macht mich zum Juden.« (S. 16) Auschwitz habe die Juden zu Juden gemacht, es sei also eine durch die Geschichte oktroyierte Notwendigkeit, sich mit dem Jüdischsein auseinanderzusetzen.

Wer nun aber etwas über die Vielfalt des Judentums erfahren will, wird von diesem Buch enttäuscht: Konrád bleibt zu sehr an der Oberfläche. Allerdings gibt er Einblicke in seine eigenen Befindlichkeiten. Seine doppelte Identität als Jude und Ungar nennt er einen »zweifachen Unfall«, weil er zu zwei Völkern gehöre, die das Missgeschick verfolgt habe. (S. 45) Wenn er sein Lebensgefühl der Zerrissenheit beschreibt – zwischen Anpassung und Abgrenzung, geprägt vom Holocaust und der Angst vor dessen Wiederholung –, liefert er Stoff zur Identifikation. Doch ein literarisch treffend beschriebenes Gefühl macht noch kein überzeugendes Buch über ein so komplexes Thema wie das Judentum.

Leider bleibt auch die aktuelle Lage im nach rechts driftenden Ungarn außen vor, selbst wenn der Autor immer wieder über den Antisemitismus in seinem Land reflektiert. Erst im letzten Kapitel (»Wir sind ein Erbe«), das er besser am Anfang des Buches platziert hätte, geht er auf einige Grundzüge des Judentums ein und benennt die »drei markanten Bezugspunkte: die Religionsgemeinschaft, Israel und den weltlichen Individualismus« (S. 219) Diese Dreiteiligkeit von Tradition, Nation und Welt bestimme das jüdische Selbstbewusstsein. (S. 221) Indes, Konrád versäumt oder vermeidet es, die unzähligen Variationen dieser Anschauung, die Spannungen und Brüche, die es unter Juden in dieser Identitätsdebatte seit jeher gegeben hat, auch nur zu erwähnen. Das Bild, das er »über Juden« vermittelt, wirkt deshalb oft monolithisch, ja fast statisch.

Er bemängelt, dass der Holocaust in der Darstellung des Judentums im Allgemeinen zu viel Platz einnehme und die »viktimologische Übertreibung« den Juden eher schade: »Besser wäre es, jüdisches Leben einst und heute von innen her zu verstehen.« (S. 231) Dass er dieser richtigen Erkenntnis jedoch nicht selbst gefolgt ist, gehört zu den vielen Widersprüchen seines Buches. Vieles, was der Autor als besonders jüdisch bezeichnet, gilt für alle Menschen, die sich mit ihrer Identität auseinandersetzen – man muss zum Beispiel nicht jüdisch sein, um sich gespalten oder unsicher zu fühlen. Oder wenn er sagt, »den Sinn des Lebens erblicken normale Juden darin, sich fortzusetzen« (S. 229), so stimmt das auch für viele Menschen jeder Herkunft.

Aufgrund seiner Lebensgeschichte ist es begreiflich, wenn Konrád die Welt durch die Auschwitz-Brille betrachtet. Sie macht ihn aber kurzsichtig, wenn es um Israel geht. Indem er idealisiert, verdrängt er die negativen Aspekte dieses Staates, dessen Demokratie keineswegs so gefestigt ist, wie er glaubt. So behauptet er zum Beispiel, »der Begriff des Volks- oder Klassenfremden« komme »im Wörterbuch der israelischen Regierung und der öffentlichen Meinung« nicht vor. (S. 52) Der Begriff mag zwar fehlen. In der Realität ist Israel jedoch eine Klassengesellschaft par excellence, insbesondere die palästinensischen Israelis werden als Bürger zweiter Klasse und als Fremde diskriminiert. Konrád gehen die Pferde durch, wenn er der Europäischen Union Antisemitismus mit einer »konsequent und systematisch betriebenen israelfeindlichen Politik« unterstellt, die »islamistischen Organisationen bis in die Gegenwart politische und materielle Hilfe« gewähre. (S. 190)

Selbst wenn der Nahostkonflikt sich für viele Menschen als Projektionsfläche anbietet und sich dahinter auch Antisemitismus verbergen kann, so ist doch nicht jede Kritik an der israelischen Politik automatisch antizionistisch oder gar antisemitisch. Im Weltbild Konráds wollen »die Palästinenser« keinen Frieden, sondern Israel vernichten. Mit keinem Wort erwähnt er die seit 1967 herrschende israelische Besatzung oder den Anteil der israelischen Regierung an der Verhinderung eines Friedens, geschweige denn den fortgesetzten Bau jüdischer Siedlungen. Er reduziert den Konflikt auf einen religiösen Hintergrund und verschweigt die viel gewichtigeren politischen und geostrategischen Motivationen.

»Europa ist für die in den Nahen Osten geratenen Juden verantwortlich. Die Rede ist von ihrer Sicherheit«, so Konrád. (S. 201) Richtig, aber warum macht er diese humanistische Pflicht nicht auch für die Palästinenser geltend, die genauso Opfer dieser historischen Entwicklung sind? Wenn er also dafür plädiert, »den Krieg in einen Dialog zu verwandeln« (S. 200), macht er sich unglaublich – denn wie soll es zu einem konstruktiven Austausch kommen, wenn er die »Schuld« allein einer Seite, der palästinensischen, zuschiebt und Muslime generell als »eroberungssüchtig« (S. 24) und antisemitisch darstellt?

Konráds Buch enthält viel Unausgegorenes, Ambivalentes, viel Wahres, Widersprüchliches und Provokatives. Es regt vielleicht gerade deshalb zum Nachdenken an. Der Erkenntnisgewinn steht allerdings hinter dem zurück, was der Titel verspricht.

Alexandra Senfft
Hofstetten (Hagenheim)

Wer schrieb das Tagebuch von Éva Heyman?



Ágnes Zsolt

Das rote Fahrrad

Aus dem Ungarischen von Ernő Zeltner.
Wien: Nischen Verlag, 2012, 159 S., € 19,80

Ein jüdisches Mädchen von dreizehn Jahren beginnt ein Tagebuch zu schreiben. Das Mädchen wird deportiert und stirbt in einem deutschen Vernichtungslager. Das Tagebuch bleibt erhalten und wird von einem überlebenden Familienmitglied veröffentlicht.

Der Leser könnte hier an eine Handvoll Juden in einem Versteck in Amsterdam denken. Das wäre ein Irrtum. Dieses Tagebuch spielt in der ungarischen Stadt Nagyvárád (heute Oradea in Rumänien), und die Erzählerin heißt nicht Anne Frank, sondern Éva Heyman. Éva wurde am 13. Februar 1931 geboren. Ihr Vater war der Bauingenieur Béla Heyman, ihre Mutter die Journalistin Ágnes Rácz. Nach der Scheidung von Heyman heiratete Ágnes den Schriftsteller Béla Zsolt, der heute noch für seine Holocaust-Erinnerungen *Kilenc koffer (Neun Koffer)*¹ bekannt ist.

Der erste Eintrag in Évas Tagebuch stammt vom 13. Februar 1944, der letzte vom 30. Mai 1944. Diese kurze Zeitspanne umfasst die grausamsten Ereignisse in der Geschichte der ungarischen Juden: die vollkommene Entrechtung, Ausgrenzung und Ausplünderung, die Ghettoisierung, die Abfahrt der ersten versiegelten Züge nach Polen. Knappe Berichte über diese Katastrophen, vom Leser besser verstanden als von Éva selbst, begleiten Évas persönliche Geständnisse – über die Scheidung ihrer Eltern, ihre erste Verliebtheit, die Konfiskation ihres geliebten Fahrrads, ihre Angst, einer bereits deportierten Freundin nachfolgen zu müssen. Vor dem Hintergrund der Tragödie eines Volkes werden wir Zeugen der Tragödie eines bald frühreifen, bald naiven jungen Mädchens, das umgebracht wird, bevor es seine Sehnsucht nach einem vollen Leben stillen kann, und der Tragödie einer Mutter, die ihre Tochter, möglicherweise durch ihre eigene Schuld, verliert.

Ágnes Zsolt vergötterte ihren zweiten Mann. Sie folgte ihm nach Budapest und begleitete ihn auf seinen Reisen im In- und Ausland. Éva lebte unterdessen bei Ágnes' Eltern, die in Nagyvárád eine Apotheke führten. Das Ehepaar Zsolt entging der Deportation aus dem Ghetto von Nagyvárád dank einer vorgetäuschten Typhus-Epidemie, gelangte im Dezember 1944 nach fünf Monaten im KZ Bergen-Belsen mit dem noch immer umstrittenen »Kasztner-Zug« in die Schweiz und kehrte nach dem Krieg nach Ungarn zurück. Éva wurde am 5. Mai 1944 mit den Großeltern ins Ghetto von Nagyvárád verschleppt und von dort deportiert. Sie kam am 6. Juni in Auschwitz an, wo Dr. Josef Mengele sie am 17. Oktober persönlich in die Gaskammer schickte. Zsolt starb 1949 in Budapest. Ágnes beging 1951 Selbstmord. Es ist schwer zu entscheiden, ob sie Éva bei den Großeltern gelassen hatte, um ihr ein stabileres Heim zu sichern oder um die Zweisamkeit mit Zsolt ungestört zu genießen. Nicht ganz überzeugend klingt ihre Klage im Vorwort, dass sie und Éva »von gnadenloser Brutalität voneinander getrennt« worden seien. Sie hätte Éva vermutlich bei sich behalten können.

Keines der beiden Tagebücher erschien so, wie es ursprünglich geschrieben worden war. In Anne Franks Tagebuch hat ihr Vater und Herausgeber Otto Frank mehrere Stellen gestrichen, wo Anne

¹ Béla Zsolt, *Neun Koffer*. Aus dem Ungarischen von Angelika Máté. Mit einem Nachwort von Ferenc Kőszeg, Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, 1999.

ihre Eltern besonders scharf kritisiert oder sich mit ihrer jungen Sexualität beschäftigt. Allerdings blieb genug Material erhalten, um die Eingriffe zu erkennen und sogar eine historisch-kritische Ausgabe herzustellen.

Éva Heymans Tagebuch hatte die christliche Köchin der Familie aufbewahrt und 1945 Ágnes Zsolt übergeben. Das Original scheint verschollen zu sein. Beide ungarischen Ausgaben (1947 und 2011) tragen den Titel *Éva lányom (Meine Tochter Éva)* und nennen als Autorin »Ágnes Zsolt«. Auch auf dem Titelblatt der deutschen Ausgabe tritt Ágnes als Autorin auf, und es ist weder von Éva noch von einem Tagebuch die Rede. Offenbar spielte Ágnes eine Rolle bei der Entstehung des endgültigen Textes, aber wie entscheidend diese Rolle war, darüber gehen die Meinungen auseinander. So zitiert Gábor Murányi in seinem Nachwort zwei diametral entgegengesetzte Thesen. Nach der einen hat Ágnes in Évas Aufzeichnungen »nicht eingegriffen« und »nachträglich nichts hinzugefügt«; nach der anderen hatte sie das Tagebuch gelesen und »aus der Erinnerung in einem Zug« niedergeschrieben. Am nüchternsten urteilt Murányi selbst: »Wahrscheinlich wird es für immer ein Rätsel bleiben, was

in den Aufzeichnungen von dem [...] Mädchen [...] und was von der Mutter stammt.«

Das Buch ist gewandt geschrieben und wurde von Ernő Zeltner kompetent übersetzt. Aber gerade diese Qualitäten sind das Gefährliche. Man ist durch den Kontrast zwischen den Hoffnungen der jungen Erzählerin und ihrer zunehmenden Bedrohung zu tief ergriffen, um kritisch zu denken. Es ist jedoch fraglich, ob Éva allein so kunstfertig hätte schreiben können. Und wenn der Text nicht ausschließlich von Éva stammt, ergeben sich mindestens zwei Einwände. In einem angeblich authentischen Tagebuch sind Zutaten von anderen Personen prinzipiell zweifelhaft. Aber selbst wenn man solche Zutaten nicht an und für sich ablehnte, bliebe ein praktischer Rest. Falls die geringste Éva zugeschriebene Stelle sich als ein Beitrag von Ágnes erweisen sollte, wäre das Wasser auf die Mühlen derjenigen, die jederzeit bereitstehen, den Holocaust zu bagatellisieren oder zu leugnen. Das darf nicht sein.

Ladislaus Löb
Brighton

Mein erstes
jüdisches Bilderbuch

Nea Weissberg
mit Bildern von Jessi Fogel
Lichtig Verlag | www.lichtig-verlag.de

Chuppa חופה

SCHABBAT HA-MALKA
KÖNIGIN DER JONTEFFTAGE
EINE ERZÄHLUNG ÜBER DEN SCHABBAT
NEA WEISSBERG & JALDA REBLING
VIGNETTEN ANNA ADAM

Lichtig Verlag

Berlins Jüdischer Verlag

Bücher | Postkarten | Kalender | Lesungen | Bücher | Postkarten | Kalender | Lesungen | Bücher | Postkarten | Kalender

www.lichtig-verlag.de | Bestellungen über info@lichtig-verlag.de